



Feierabend



Leben im Halbdunkel.

Ein italienischer Emigrant hat einen Roman geschrieben und hat ihn einem im Buchthaus gestorbenen Antifascisten, Romolo Tranquilli, zugeeignet^{*)}. Der Verlag zeigt das Buch als den „ersten großen Roman aus einem fascistischen Land“ an, aber es rollt eine Schuldrechnung auf, die lange vor dem Faschismus beginnt. Es spricht vom Leben des abruzzeischen Landvolkes, der „casoni“, wie der Städter, von Rom südwärts, diese Kleinbauern und ländlichen Tagelöhner geringschätzig nennt. Von Leuten, die im Halbdunkel leben, wo der Blick des an Helligkeit gewöhnten Auges nichts unterscheidet als ein graues Eimerlei. Aber Ignazio Silone hat die Augen des Künstlers und sieht mehr: Einzelpersönlichkeiten mit Einzelschicksalen, die doch alle nur Fäden im Gewebe eines Massenschicksals sind, einem Gewebe, eingespannt im Webstuhl vielhundertjähriger Knechtung, zäh und dauerhaft durch den Einschlag der Naturverbundenheit, die das animalische Leben erhält und fortpflanzt. An diesem Abruzzenvolk, von dem die alten Römer sagten, daß man weder ohne noch gegen es siegen könnte, ist viel gesündigt worden. „Ein Hirtenvolk von patriarchalischer Einfachheit und Robheit“ — steht von ihm im Konversationslexikon — „anhänglich an sein Vaterland, seine Religion, seine Regierung, abergläubisch, musikalisch und gastfrei“. Viel Anhänglichkeit haben seine Regierungen nicht um es verdient, nicht die Bourbonen, nicht das dritte Italien. Dann ist das fascistische Italien gekommen, mit seiner offiziellen Ehrung der Pflugschar und der heiligen Scholle, mit seinem Motto: Zurück zu den Aekern, zu Schlichtheit und Glauben!

Und dieser Faschismus ist auch nach Fontamara gekommen, dem armseligen Dorf am Fucinersee, wo der Roman spielt. Den See hat man trodengelagt und dadurch das Klima so verändert, daß die Oliven auf den umliegenden Hügeln zugrunde gingen und auch sonst viele Missernten kamen. Aber dem Fürsten Terlenia sind dadurch 11.000 Hektar Ackerland zu seinem sonstigen riesigen Grundbesitz zugewachsen. Die Casoni von Fontamara sind so arm, daß sie nicht einmal einen eigenen Pfarrer halten können, trotz der ihnen im Lexikon nachgerühmten Anhänglichkeit an die

Religion. Das elektrische Licht entzieht man ihnen, weil sie es nicht bezahlen, das Wasser, das seit Jahrhunderten ihre kleinen Acker bewässerte, wird ihnen von einem im Kriege reich gewordenen Industrieritter abgegannt, das Gemeindeländ schlägt dieser selbe Gauner, der inzwischen fascistischer Podesta des Ortes geworden ist, zu seinem Grund und Boden. Die Casoni schimpfen, werden in der Stadt vorstellig, wenden sich an einen Rechtsanwalt, der dem Podesta Zuhälterdienste leistet, und leben weiter ohne Licht, ohne Wasser, ohne Gemeindeländ.

Eines Tages — die Geschichte spielt im Jahre 1929 — überfallen Faschisten den Ort, der irgendwie in den Geruch lauer fascistischer Gesinnung gekommen ist. Sie treiben die Casoni in ein Biercafé zusammen und es beginnt das Verhör.

Der erste, der ausgerufen wurde, war Teofilo, der Sakristan.

„Wer soll leben?“ fragte ihn der Mann mit der dreifarbigigen Schärpe.

Teofilo schien aus den Wolken zu fallen. „Wer soll leben?“ wiederholte der Vertreter der Obrigkeit gereizt.

Teofilo wandte sich, wie um eine Eingebung bittend, angstvoll zu uns: aber keiner wußte mehr als er.

Da Teofilo keinerlei Anstalten zu einer Antwort machte, wandte sich der Anriß an Filippo den Schönen, der ein großes Register in Händen hielt, und befahl ihm:

„Schreib' neben seinen Namen: Refraktär.“ (Bezeichnung für Antifascisten.)

Teofilo trat ab. Der zweite, der gerufen wurde, war Anacleto, der Schneider.

„Wer soll leben?“ fragte ihn der Dide.

Anacleto, der Zeit gehabt hatte, zu überlegen: „Es lebe Maria!“

„Welche Maria?“ fragte ihn der Schöne Filippo.

Anacleto begann sich ein wenig, schien zu zögern und sagte dann: „Die von Loreto.“

„Schreib': Refraktär“, befahl der Kleine dem Straßenwächter.

Anacleto trat ab. Der dritte, der gerufen wurde, war der alte Antonio Braciola. Auch er hatte eine Antwort bereit: „Es lebe San Rocco!“

Aber auch dies befriedigte den Kleinen nicht und er befahl: „Schreib': Refraktär.“

Der vierte, der drankam, war Pasquale Cipolla.

„Wer soll leben?“ wurde er angeschrien. „Verzeihung, was heißt das eigentlich?“ wagte er zu fragen.

„Sag' deutlich, was du denkst“, befahl ihm der Dide. „Wer soll leben?“

„Es lebe das Brot und der Wein!“ war die ehrliche Antwort des Cipolla.

Auch er wurde als „Refraktär“ gebucht.

Jeder von uns wartete, bis die Reihe an ihn kam, und keiner konnte erraten, was der Vertreter der Obrigkeit auf seine Frage hören wollte. Was uns aber hauptsächlich beschäftigte, war etwas ganz anderes, nämlich, ob wir für eine falsche Antwort etwas bezahlen mußten. Niemand von uns hatte natürlich eine Ahnung, was „Refraktär“ bedeuten sollte, aber es war doch höchst wahrscheinlich, daß es hieß: muß zahlen.

Was mich betrifft, so versuchte ich mich Baldifferra zu nähern: er galt als der Gebildetste unter uns, weil er in seiner Jugend in Neapel gewesen war. Ich wollte mich von ihm über die richtige Antwort belehren lassen, aber er lächelte mich nur mitleidig an wie einer, der alles weiß, aber es nicht verraten will.

„Wer soll leben?“ fragte ihn der Mann des Gesekes.

„Es lebe die Königin Margherita!“

Die Wirkung war ganz anders, als Baldifferra sie erwartet hatte. Die Soldaten brachen in ein schallendes Gelächter aus und das Männchen belehrte ihn: „Die ist tot. . . Königin Margherita ist tot.“

„Ist gestorben?“ fragt Baldifferra entsetzt. „Nicht möglich!“

„Schreib': Verfassungstreuer“, sagte der Kleine zum schönen Filippo.

Baldifferra zog sich, über diese Häufung unerklärlicher Ereignisse den Kopf schüttelnd, zurück. Auf ihn folgte Antonio Zappa, der, von Berardo beeinflusst, „Nieder mit den Dieben!“ schrie, damit aber den allgemeinen Widerspruch der Schwarzgehenden hervorrief.

„Schreib': Anarchist“, bedeutete der Dide dem Schönen.

So geht das Verhör weiter. Die hohe fascistische Behörde findet in dem armseligen Fontamara, das weder Licht, noch Wasser, noch Ackerland hat, alles Mögliche, was der Casone nicht einmal dem Namen nach kennt: Anarchisten, Kommunisten, Liberale. Während sich

^{*)} Ignazio Silone: Fontamara. Verlag Dr. Oprecht & Heibling A.-G., Zürich 1933, 210 Seiten.

dieses „jüngste Gericht“ auf dem Marktplay zu trägt, suchen die Patronillen der Schwarzheunden im Ort nach Waffen, die sie bei dem Mangel an elektrischem Licht in den Hütten nicht finden können. Sie finden aber ein junges Mädchen, das von fünf von ihnen vergewaltigt wird . . . Bei der Heimfahrt überschlägt sich das erste Lastauto der Fascisten, über die abschüssige Straße war ein Eisenbahnwagen gespannt worden . . .

In dem Kampf um das Fläschchen, das der Podesia auf sein Land abgeleitet hat, werden die Cafoni von ihrem Fürsprecher geprellt. Als die Frauen sehen, daß man das Wasser zur Verrieselung der winzigen Felder zum Versiegen bringt, plötzlich, auf Grund eines ergaucherten Verzichts, da werfen sie sich auf einmal auf die Knie und ihr ohnmächtiger Haß sucht Weisheit im Himmel.

„Es soll sie so viel Blut kosten, als uns Wasser.“

Es soll sie so viel Tränen kosten, als uns Wasser.“

Es soll der Krebs in ihren Mägen wühlen. Es sollen Würmer in ihren Eingeweiden hausen.“

Es soll keiner seine Frau und seine Kinder wiedersehen.“

Jesus, Josef, Anna, Marie, Erweist uns diese Gnade allhie!“

Aber kein Himmel hilft. Die Auslehnung schleicht durch die Seelen. Ein wilder Bursch im Ort, Berardo, ein Hüne, dessen riesige Körperkräfte ohne Land und Arbeit verkommen, kleidet die dumpfe Wut in Worte. In Fontamara ersticht er, sieht keinen Ausweg, so zieht Berardo nach Rom, Arbeit zu suchen. Die fascistische Syndikatsorganisation versperrt ihm den Weg auf Schritt und Tritt: er muß immer nur zählen, zählen und zählen. Es gibt schon Abruzzesen, die in Rom Geld machen, aber das sind Polizeispitzel und Menschenhändler. Und es sind rechtgläubige Fascisten, während auf dem Ceumundzeugnis, das der Podesia für Berardo an das Syndikat geschickt hat, zu lesen steht: „In nationaler Hinsicht völlig unzuverlässig.“ So irrt der Bursche in Rom herum, verloren, wie im Urwald. Bei einer Polizeirozzia wird er verhaftet, weil sich in dem Lokal revolutionäre Druckschriften befinden. Es wird Jagd gemacht auf den „großen Unbekannten“.

einen geheimnisvollen Revolutionär, der den Aufruhr in die Abruzzes trägt: seine Flugschriften sind überall, aber die Polizei kann seiner nicht habhaft werden. Schon sechstausend Menschen hat man verhaftet.

Berardo sitzt in einer Zelle mit dem „großen Unbekannten“, der ein junger, blasser Student ist. Und in das Wunddasein des Cafone, der nur im Erdboden eingewühlt war, wo er lebte und starb, fällt hier zum erstenmal ein Funken Licht. Er ahnt, daß man um anderes kämpfen kann als um Salz und Brot. Und so gibt er dem Polizeikommissar an, daß die beschlagnahmten Flugblätter von ihm stammen, die Urfrage auf den Dörfern von ihm gefät wurde. Man läßt den Studenten frei und soltert Berardo, damit er Mitschuldige nenne. So kämpft Berardo seinen letzten Kampf.

„Wenn ich ihn verrate, ist alles verloren. Wenn ich ihn verrate, wird Fontamara auf ewig verdammt sein . . . Wenn ich ihn verrate, wird es noch hundert Jahre dauern, bis wieder so eine Gelegenheit kommt . . . Und wenn ich sterbe? Werde ich der erste Cafone sein, der nicht für sich stirbt, sondern für einen andern. Seitdem die Marica steht, werde ich der erste Cafone sein, der für die andern stirbt . . . Für die andern Cafoni . . . Für die Einigkeit der Cafoni.“

Am nächsten Morgen muß sein Zellen-genosse bestätigen, daß Berardo sich in der Nacht erhängt hat. Als Dank für diese Zeugenaussage läßt man ihn frei. Es ist ein junger Bursch, aus Fontamara.

Auf dem Heimweg erfährt er: In Fontamara ist „Krieg“. Die Fascisten sind gekommen, wie damals zum Verhör. Sie haben geschossen: viele sind tot, andere ins Gebirge entflohen. Tot ist der alte Schuster Baldissera, den man als „verfassungstreu“ gebüht hatte, tot Antonio Zappa, tot Dufende der andern. Der die Geschichte berichtet, ist flüchtig im Ausland. „Nach so viel Mühen und so viel Kämpfen, so viel Tränen und so viel Wunden, so viel Haß und so viel Verzweiflung: Was sollen wir tun?“

Aus Millionen Aehlen namenloser Cafoni klingt diese Frage, wie unterirdisches Grollen, das das Erdbeben verkündet.

Eda Oberg.

—, nur ein winziger Bruchteil des Schadens, der alljährlich durch die Liebe entsteht.

Herr Professor De Bruhjn beginnt mit einer Kleinigkeit. Da stehen im Stadtpark von Brüssel etliche hundert Bänke. Auf diesen Bänken lassen sich in den warmen Nächten des Frühlings und des Sommers hunderte Liebespaare nieder. An und für sich wäre gegen diese Handlung nichts einzuwenden, im Gegenteil, sie ist sogar im Interesse des belgischen Staates gelegen, der Sorgen wegen der Geburtenstatistik hat — leider aber verursachen diese romantischen Rendezvous der jungen Leute von Brüssel eine ärgerliche und gar nicht geringfügige Belastung des Budgets der Stadt Brüssel. Wie man weiß, leiden Liebespaare an dem eigenartigen, unverständlichen Gang, ihre Namen oder ihre Initialen in die Rinde der Bäume oder in das Holz und den Lack der Parkbänke einzugravieren. Auch die Brüsseler Liebespaare sind von dieser Leidenschaft nicht frei, und so kommt es, daß der Magistrat von Brüssel alljährlich neun hundert Bänke des Brüsseler Stadtparks reparieren lassen muß. Das kostet jedes Jahr die Kleinigkeit von zwanzigtausend Franken. Man rechne aus, welche Summen die Reparaturarbeiten an den Bänken aller öffentlicher Gärten Brüssels, Belgiens, Europas, der ganzen Welt verschlingen — man wird darauf kommen, daß mit diesen Summen ohne weiteres die Finanzen eines Großstaates in Ordnung gebracht werden könnten.

Herr Professor De Bruhjn trägt in seiner Rechnung fort. Er veröffentlicht eine Statistik der amerikanischen Gerichtsbehörden über die Gründe der Verkehrsunfälle und Verkehrsdelikte in den USA. Es erweist sich, daß vierzig Prozent aller Verkehrsunglücke durch die Verwirrung entstehen, welche die Liebe in den Köpfen der Verliebten anrichtet. Der Motorfahrer, den die hübschen Beine eines vorübergehenden Mädchens sozialisieren, so daß er das Signal des Verkehrsreglers übersieht; der Automobilist, der von der Hüfte seiner Freundin bezaubert ist, um die er seinen linken Arm geschlungen hat, während er den mit siebzig Kilometer über die Straße rasenden Wagen allein mit der rechten Hand zu lenken versucht; die Verliebten, die die Straße überschreiten und glauben, der Broadway wäre Asphalten — alles das verursacht Unglück, Leid und Kosten.

Die Liebe ist nicht nur eine Idylle. Im Gegenteil. Die Strafgesetzbücher aller Staaten der Welt fassen Kapitel in sich, in denen Definitionen der Liebe gegeben werden, die weniger hübsch sind als jene, welche die Dichter von ihr geben, weniger romantisch, dafür aber um vieles präziser. „Liebe“ heißt in der nüchternen, unhöflichen Sprache der Gesetzbücher: „Verführung unter Zusage der Ehe“, „Klimentation, Ehebruch, Ehestörung, Zehdung, Ehrenbeleidigung, Verleumdung, körperliche Bedrohung, Gatteneinmischung, Mord, Kindesmord, Totschlag. Ueber siebzehnhundert Delikte, berichtet Professor De Bruhjn, haben alljährlich die Gerichtshöfe Belgiens zu urteilen, deren Ursachen Liebe und die aus ihr entspringenden Gefühle des Hasses und der Eifersucht sind. Und die Polizei muß in jedem Jahr in mehr als hundert dreißigtausend Fällen intervenieren, die ebenfalls aus Liebe, Haß und Eifersucht entspringen. Dem belgischen Staat erwachsen aus diesen kriminellen Folgeerscheinungen der „Liebe“ jährlich sechzig Millionen Franken Gerichts- und Strafvollzugskosten — ungerechnet die gewaltigen Ausgaben, die für den Polizeiapparat gemacht werden müssen, weil

Die Kosten der Liebe.

„Was kostet uns die Liebe?“

Herr Professor De Bruhjn, Brüssel, ist ein ernster, gewissenhafter Mann, der einen ernsten, gewissenhaftigkeit erfordernden Beruf ausübt. Herr Professor De Bruhjn ist Statistiker, Verfasser mehrerer gewichtiger Abhandlungen und eine Autorität seines Faches. Daß der Name des Herrn Professors De Bruhjn der Deffentlichkeit trotz all seiner Verdienste nicht entsprechend bekannt ist, liegt an der Sprödigkeit der Materie, die er behandelt. Nun ist aber vor einiger Zeit eine Untersuchung dieses Gelehrten erschienen, die ein Thema zum Gegenstand hat, das nicht nur für Fachleute der Statistik, sondern einfach für jedermann interessant ist, und dessen Behandlung Herrn Professor De Bruhjn die Popularität seines Namens garantiert. Um es gleich zu sagen: Herrn Professor De Bruhjn's neuestes Opus handelt von der Liebe. Herr Professor De Bruhjn ist, wie schon gesagt, ein ernster Mann und Statistiker, man darf daher von ihm nicht erwarten, daß er von der Liebe spricht wie ein Tyrker oder ein Siebzehnjähr-

riger, der zum erstenmal den Busen eines Mädchens liebt. Herr Professor De Bruhjn fragt schlicht und einfach, ernst und gewissenhaft: „Was kostet uns die Liebe?“ und sucht diese Frage mit den Mitteln seiner Wissenschaft zu beantworten.

Wie alles, was mit den Regungen zusammenhängt, die summarisch unter den Begriff „Liebe“ zusammengefaßt werden, ist auch das Problem ihrer Kosten ziemlich kompliziert. In wievielm ist man bloß auf Schätzungen angewiesen, manches ist überhaupt nicht zu erfassen und nur einige Faktoren der Kostenrechnung des Herrn Professors De Bruhjn können klar und eindeutig ausgewiesen werden. Auf jeden Fall aber ist es durch die Darlegungen des verdienstvollen Gelehrten sichergestellt, daß der Menschheit der holde Wahnsinn der Liebe teuer zu stehen kommt. Der Schaden, der alljährlich durch Jenersbrünste angerichtet wird, ist, wenn man Herrn Professor De Bruhjn Glauben schenken will — und nichts steht dawider

die Liebe nicht eine Idylle, sondern ein solches destruktives Gefühl ist, wie die Abhandlung des Herrn Professors De Bruyn es auf jeder Seite zeigt.

Was soll nun geschehen? Die Rechnung des Herrn Professors De Bruyn ist noch lange nicht zu Ende, vieles und mancherlei weiß er noch über die Kostspieligkeit der Liebe, über die Verschwendung von Gütern, Kraft

und Geld, die sie bewirkt, zu berichten — aber was hilft das? Die Menschen sind unverbesserlich und so viel ihnen auch über den ökonomischen Unfug der Liebe erzählt werden wird, sie werden von ihr nicht lassen. Mit Recht — denn so teuer kann uns diese reizende Laune der Natur, die unser Leben verschönt, gar nicht zu stehen kommen, daß wir nicht immer noch fänden, sie sei unbezahlbar . . . F. T.

das bis 1931 nicht wußte, wie ein Auto aussieht . . .

Freilich kann es passieren, daß, wenn Madame spät nachts im Ballkleid in ihren Bungalow auf der Plantage zurückkehrt und noch rasch ihrem Lieblingshund gute Nacht sagen will, ihr der Boy mitteilt, daß Bobby nicht mehr da sei, vor einer Stunde etwa hätte ihn ein Tiger geholt.

Oder daß man eine Stunde lang auf den vierten Mann zum Bräutigam warten muß und er dann endlich atemlos hereintritt, sich den Staub von seinem Smoking klopfend und unter tausend Entschuldigungen erklärt, er habe wirklich nicht früher kommen können, denn sein Auto sei von einer Herde Elefanten angehalten worden . . . Oder daß man mit seinem Wagen auf dem Wege zum Hafen ein Krokodil überfährt, das sich ausgerechnet mitten auf der Straße sonnen mußte . . . Oder daß in einer eleganten Geschäftsstraße zwischen den raffigen Autos ein halbnaakter Eingeborener mit wilden Schreien Amok läuft, während in den Läden die Damen sich die neuesten Kreationen vorführen lassen . . . Es kann aber auch passieren, daß ein Pflanzler sich im Urwald verirrt hat und vor Hunger und Durst umkommt, während hoch über ihm, unerreichbar, ein großer, dreimotoriger Fokker mit einer eleganten Gesellschaft an Bord seinen täglichen Rundflug absolviert . . .

Dschungel und Jazz nebeneinander. Eindrücke aus Sumatra, der Insel der größten Gegensätze.

„Das Land der größten Gegensätze“ könnte man Sumatra nennen, das Land, wo Ost und West in friedlicher Nachbarschaft nebeneinander wohnen, und wo man in einem dieser beiden Extreme leben kann, ohne allzubiell vom anderen gestört zu werden. Wenn man spät abends im Hafen ankommt, eines der vielen Autos besetzt, die auf dem hellerleuchteten Kai parken, und über die breite asphaltierte Straße die wenigen Kilometer bis zur Hauptstadt Medan fährt, merkt man nicht viel davon, daß man auf Sumatra ist. An den Tagen, wo ein Schiff aus Europa ankommt, herrscht besonders reges Leben in der Stadt. Nur mühsam kommt der Wagen vorwärts. Auto an Auto in den Straßen. Hell erleuchtete Läden, in denen alle Schätze des Orients und Indiens zum Kauf angeboten werden. Dazwischen die Lichtreklamen der Tonkinotheater: Garbo, Dietrich, Willi Frisch, Renate Müller . . . und dann die Halle des Hotels, wo über Jazz, federndem Tanzparkett, rotierenden Farbenscheiben, dem Barmixer, der ein Grad auf seinem Gebiete ist, über dem Lachen und Gläserklingen, eine vollkommen europäische Atmosphäre hängt. Das höchste Tropenhive, das nachts gar nicht so arg ist, wird durch lautlose Ventilatoren hinausgewirbelt. Und daß die Kellner braune Malaiengedächter haben, stört keineswegs. Es lenkte Monte Carlo sein — der Palmen wegen, deren Silhouette man durch die hohen Fenster erblickt —, die Riviera, nicht aber das Sumatra der Tiger und Schlangen.

Das fängt erst da draußen an, einen Kilometer von der Stadt entfernt, unaufdringlich, man braucht sich ja keineswegs darum zu kümmern, wenn man nicht will oder — muß. Ein paar Minuten, nachdem man die Stadt verlassen hat und noch geblendet ist von all dem grellen Licht, da steht ganz unvernünftig plötzlich hinter einer Biegung das Dunkel der Nacht wie eine Wand vor dem Spaziergänger. Die Straße wird unregelmäßig. Sie und da ein rasch aufblühendes und wieder verschwindendes Licht aus einer Eingeborenenhütte. An Tabak-, Gummi- und Kaffeepflanzen geht es vorbei, man sieht nichts, kann es nur an den Duftwellen erkennen, die herüberwehen und wieder vergehen. Dann wieder endloser Wald, in dem Tausende von Insekten lärmen, kahle Flächen, auf denen dunkles Wasser glänzt — Reisfelder. Ein paar Kampungs, Strohdächer, Schweine. Ein kleines Feuer, von dem eine übertriebene Rauchwolke aufsteigt und sich dann niedergedrückt über die Straße legt. Hundegebell — Menschenstimmen — vorbei.

Ein anderes Sumatra, an dem man nur vorbeifährt. In steilen Windungen geht es aufwärts. Und dann sieht man plötzlich tief unter sich eine enorme Wasserfläche heraufschimmern: Der heilige Tobasee, doppelt so groß wie der Bodensee. Hier ist man schon im Gebiet der Batakler, eines namenlos schmutzigen Volkes, das seine Kleider niemals wäscht,

sondern immer nur wieder aufs neue färbt . . . Sie haben den Holländer viel Scherereien gemacht und noch bis vor kurzem Menschen gefressen. Unten am See ein armeneliges Fischerdorf, und plötzlich ist Europa wieder da: mitten zwischen den schmutzigen Eingeborenenhütten steht eine beleuchtete „Shell“-Pumpe. Ein paar verwehte Klänge eines Tangos wehen herüber, der Wagen stoppt vor dem Hotel am Tobasee und man kann sich seinen Cocktail servieren lassen von einem blendend weiß uniformierten Boy, dessen Vater noch ein entragierter Menschenfresser war. Hier wird getanz und geflirtet, drunten aber, auf einer Insel mitten im Tobasee, lebt ein Völkchen Eingeborener,

Blutgierige Fische.

Die kleinen Piranhas sind gefährlicher als Hai. — In fünf Minuten ein zwei Zentner schweres Schwein gefressen. — Ein schauerliches Erlebnis.

Weitverbreitet ist die Annahme, daß der allergefährlichste und gierigste Fisch der Hai sei, aber tatsächlich ist seine Raubgier gar nicht zu vergleichen mit den Piranhas, die den Amazonenstrom und seine Nebenflüsse bevölkern. Dieser Piranha ist ein ganz unansehnlicher Süßwasserfisch, kurz und dick und nur handgroß, aber er tritt in Scharen von hunderten auf. Wer in diesen Gewässern ins Wasser fällt, ist meist rettungslos verloren. Wie durch Hexerei ist der Piranha, der ein ganz besonders scharfes Wahrnehmungsvermögen besitzt, immer da zur Stelle, wo es einen guten Bissen zu erhaschen gilt. Die im Verhältnis zur Größe des Fisches ungeheuer entwickelten Kiefer sind mit dichten Reihen scharfer, dreieckiger Zähne versehen. Es ist bezeichnend, daß diese Zähne von den Eingeborenen, ohne besonders geschliffen zu werden, als Rasiermesser und sogar zum Haarschneiden benutzt werden. Fällt ein Mensch ins Wasser, so ist der Körper des Unglücklichen in wenigen Sekunden völlig zerfleischt und ein paar Minuten genügen, um ihn bis auf die Knochen abzunagen.

Bei der Filmexpedition sind diese Raubfische genau beobachtet worden, und der Aufnahmeführer erzählt graufige Erlebnisse, in denen diese Fische die Helden sind. Als er einmal eine Ente schloß, fiel diese ins Wasser. Kaum berührte der Leib des Vogels die Wasseroberfläche, als es rings umher lebendig zu werden begann. Der Vogel wurde von unsichtbaren Kräften hierhin und dorthin gerissen und verschwand schließlich in einem schäumenden Wirbel. Die ausgerissenen Federn wurden von der Strömung fortgetragen. Ein Eingeborener, der hinausgerudert war, um den Vogel zu holen, konnte nur noch den völlig zerfissenen Federball herausziehen. Da das ganze Schauspiel ungewöhnlich interessant gewesen war, wurde beschlossen, die entsprechenden Aufnahmen zu machen, und man vertäute ein

Boot mit der Kamera an dem einen Ufer des Flusses. Als Köder besetzte man ein getötetes Wasserfchwein an einem Tau. Ein Eingeborener riet dazu, zunächst eine Glasche Tierblut in das Wasser zu gießen, und sofort schossen von allen Seiten dunkle Schatten herbei. Als die Piranhas in genügender Anzahl zusammengekommen waren, ließ man langsam den Köder hinab. Im gleichen Augenblick aber wurde es im Wasser lebendig und der Schweinekadaver geriet in kreisende Bewegung. Nach zwei Minuten sollte der Tierleib wieder hochgezogen werden, um festzustellen, wieviel Arbeit die Piranhas bis dahin geleistet hatten, aber als man die Stange hob, war sie leer. Das dicke Tau war durchgebissen. Der Versuch mußte wiederholt werden. Man nahm diesmal ein 90 Kilo schweres Wasserfchwein und besetzte es mit einem Drahtseil. Nach zwei Minuten zog man es heraus. Duzende von Piranhas hatten sich in den Fleischstücken festgebissen und schlüpfen nun eilig in das Wasser zurück. Von neuem versenkte man den Kadaver und ließ ihn diesmal eine Minute im Wasser. Jetzt waren die Knochen zum Teil schon bloßgelegt, und als dann wieder nach einer Minute der Köder abermals hochgezogen wurde, sah man nur noch ein schneeweißes Skelett. Ein 90 Kilo schweres Wasserfchwein war im Laufe von 4 1/2 Minuten von den Piranhas in ein Skelett verwandelt worden.

Der Filmopereur wurde aber von einem Mißgeschick eigener Art betroffen — als er nämlich den Versuch machte, Piranhas zu filmen, die in einem Drahtseil an die Oberfläche gebracht worden waren, glitt er aus —, und die Kassette mit allen bisher aufgenommenen Piranha-Bildern fiel ins Wasser.

Schauerlich war das Erlebnis, dem die Teilnehmer der Filmexpedition bewohnten. Ein bezeichner brasilianischer Soldat, der mit einigen Kameraden am Ufer stand, fiel plötzlich ins Wasser. Er war kaum zwei Meter vom Lande, und die Kameraden warfen ihm sofort ein Lasso zu, das er auch ergriff, aber mit einem entsetzten Schrei wieder losließ, weil er instinktiv versuchen wollte, mit den Händen

die Ungehener abzuwehren, die seinen Körper gerissen. Schließlich glückte es, ihm die Schlinge des Laffos über den Kopf zu werfen und ihn mit einem Rud herauszuziehen, aber er war, obwohl das ganze kaum fünf Minuten gedauert hatte, nur noch ein Skelett, mit ein paar Uniformstücken bekleidet.

H. Lauterbach.

Amerika lacht. Einige Szenen aus den USA.

Amerikas bekanntester und populärster Präsident Theodor Roosevelt, genannt Teddy, schrieb 1905, als sein Sohnlein Quentin acht Jahre alt war, an seinen Freund Kermit: „Neulich wollte ein Reporter Quentin über mich ausfragen, worauf der wahrheitsliebende und lebenswürdige junge Mann ihm sagte: „Na ja, ich sehe ihn manchmal; aber von seinem Familienleben weiß ich gar nichts.“

Als Präsident Warren Harding seine Wahlkampagne absolvierte, sagte der Haupteinnehmer seiner Partei zum Wahlkomitee: „Patier Warren zu Hause. Wenn er auf eine Versammlungstour ginge, könnte es passieren, daß man ihm Fragen stellt, und er ist so ein verdammter Narr, daß er versuchen würde, sie zu beantworten!“

Es heißt, daß viele Hollywooder Gastgeber jetzt zu ihren Abenden Einladungsarten ausgeben, auf denen gedruckt steht: „Gültig für den Lieberbringer und eine Gattin.“

„Warum lernen die Greens plötzlich Französisch?“ — „Sie haben ein französisches Baby adoptiert und sie wollen verstehen, was es sagt, sobald es zu sprechen beginnt.“

„Gestern nacht waren Einbrecher in meinem Haus.“ — „Oh, was haben sie mitgenommen?“ — „Sie haben alles durchsucht und haben mir dann eine Hundsdollarnote auf dem Schreibtisch hinterlassen.“

Kittie Higgins zahlt die letzte Rate für ihren Kinderwagen. Der Verkäufer: „Danke sehr, gnädige Frau. Und wie geht es dem Baby?“ — Frau Higgins: „Danke, ausgezeichnet. Nächste Woche heiratet es.“

Ein Matrose hebt den Kopf durch die Tür einer Bar und sagt: „Wünscht jemand der Anwesenden einen kleinen Fohstumpf auszutragen?“ Diese Stille. Der Matrose wiederholt: „Wünscht jemand hier drinnen mit mir zu bozen?“ Ein alter Herr antwortet endlich: „Nein, Dad; hier wünscht niemand zu bozen.“ — „Na, das ist gut“, sagt der Matrose, „dann kann ich ja ruhig hereinkommen.“

Eine Stadt versinkt im See.

Bei der Anlage unserer heutigen Tal-sperrren ist es ja nichts Seltenes mehr, daß ganze Dörfer unter Wasser gesetzt werden und in einem See versinken. So hat man bekanntlich die herrlichen Ruinen eines der schönsten altägyptischen Tempel in Luxor den Wassern des Nils preisgeben müssen, um durch den großen Staudamm von Assuan die Fluten des Nils aufzuspeichern und der allmählichen Bewässerung des Nilunterlandes zuzuführen. Bei dem gewaltigen Staudamm, der seit dem Jahre 1929 in Chile errichtet wird, um den Fluß

Hurtado zu regulieren, haben die chilenischen Behörden nun eine ganze Stadt, das Städtchen Recoleta, opfern müssen, das zu den ältesten spanischen Niederlassungen am Großen Ozean zählt.

Bereits im Beginn des 16. Jahrhunderts, vor 400 Jahren also, haben hier die Väter Franziskaner ihre erste Missionsniederlassung in Südamerika errichtet. Aber Recoleta ist nur zu einem kleinen Städtchen angewachsen. Es liegt mitten in einem weiten Tal des Hurtado, rings von Anhöhen umgeben, die künftig die Umwallung des mächtigen Staubeckens bilden werden. Der angestaute See, in dessen Fluten Recoleta verschwinden wird, dürfte 106 Millionen Kubikmeter Wasser fassen. Sogar der Glockenturm des alten Domes, der ebenfalls noch aus dem Zeitalter der Entdeckung stammt, wird noch um zehn Meter unter dem Wasserspiegel des Sees liegen. Das heißt, man würde die Kirche zuvor abreißen. Aber die Einwohner von Recoleta, die an ihrer zum Untergang bestimmten Heimat sehr hängen, haben an die chilenische Regierung eine Petition gerichtet, worin sie baten, daß ein Denkmal an der Stelle des Kirchturms errichtet werden möge, das eben noch aus dem Wasser des künftigen Sees emporragt und so als letztes Wahrzeichen einer der ältesten Städte Chiles die Stätte zeigt, wo Recoleta versunken liegt.

Was mancher nicht weiß.

In Krankenhäusern ist man seit einiger Zeit dazu übergegangen, bei der Behandlung der Kranken auch den Einfluß der Farben zu Hilfe zu nehmen. Es war schon während des Krieges festgestellt worden, daß bei Personen, die einen Herbenzusammenbruch erlitten hatten, grün sehr günstige Wirkungen hatte, während andere Farben aufreizend wirkten. Von dem berühmten Physiker Newton weiß man, daß er eine Vorliebe für Rot hatte. Alles in seinem Hause war rot: rote Vorhänge, rote Bettbezüge, rote Möbel. Die Ärzte sind der Meinung, daß rot im Wohnraum keine günstige Farbe ist, und sie meinen, daß die Reizbarkeit, der Newton im Laufe der Jahre verfiel, im wesentlichen auf den Einfluß seiner Umgebung zurückzuführen sei.

Es gibt fast vierzig Städte in der Welt mit einer Bevölkerung von über eine Million. Ein Drittel der erwachsenen männlichen Bevölkerung Frankreichs, die insgesamt 13 Millionen ausmacht, besteht aus Junggesellen.

In einer Provinz Argentiniens sollen Spagen bei der Traubenernte einen Schaden von etwa 60.000 Mark anrichten.

Zu den gesündesten Engländern gehören die Londoner, bei denen der Prozentsatz der Todesfälle auf 11,7 Promille gesunken ist.

Der Erfinder der Ansichtskarte soll ein gewisser J. S. Locher in Zürich sein, der im Jahre 1872 bei einer Nürnberger Firma eine solche Karte mit Ansichten von Luzern drucken ließ.

Von hundert Ehepaaren in Frankreich sind 23 kinderlos, 25 haben nur ein Kind, 22 haben zwei Kinder. Weniger als 3 Prozent haben sieben Kinder oder mehr.

Die Kurden, das Bergvolk Vorderasiens, beherrschten seit Urzeiten die Fertigkeit, mit Hilfe der Finger alle Zahlen unter zehn multiplizieren zu können. Es wird angenommen, daß sie seinerzeit die Kunst, die Hände als Rechenmaschine zu benutzen, von den Römern gelernt haben, die selber dann die Können bößlich vergaßen.

Scharach.

Alle Zuschriften und Anfragen an Gen. Wenzel Scharach, Zwetnitz Nr. 65. Allen Anfragen ist Retourmarke beizulegen, bei Leipzig-Eichdau.

Schachaufgabe Nr. 145.

Von Hermann Hilgart, Neu-Wisritz. Schwarz: K5; Td3; Lb3; Sh7; Bc4, g4 (6).



Weiß: Kd5; Tc6, d4; Lb4; Se2; Bc3, g3, h2 (8). Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an Gen. Scharach Wenzel, Zwetnitz, einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 142: Sg3-e4!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Wenzel Adolf, Arnsdorf bei Haida; Hieke Josef und Fritsch Anton, Markersdorf; Böhm Heinrich, Jonsbach; Oibert Ernst, Domina; Dinnebler Emil, Tetschen; Beutel Wilhelm, Arnsdorf bei Tetschen; Hyna Josef, Hostomitz; Mildorf Adolf, Tschau; Tritsch Gustav, Wisterschau; Walter Ludwig, Robek Franz, Michel Rudolf, Schmied Ferdinand, alle aus Kwitkau; Kroopf Rudolf, Klostergrab; Peperl Teo, Auperschin.

PARTIE Nr. 42.

Damengambit.

Gespielt im Wettkampf W. A. S. K. gegen Union-Schachklub.

Weiß: Fischer. Schwarz: Rapoport.

- 1. d2-d4 d7-d5
- 2. Lc1-f4

Eine der ältesten Behandlungen des Damengambits, die viele positionelle Tücken in sich birgt.

- 2. Lc8-f5

Besser ist wohl Sf6 nebst ev. e6 und Ld6 oder auch sofort e6.

- 3. e2-e3 e7-e6
- 4. c2-c4 c7-c6

Dd1-b3!

Deckt die Schwäche des 2. Zuges von Schwarz auf.

- 5. Dd8-b6
- 6. Sb1-c3 Sb3-d7
- 7. Sg1-f3 Sg8-f6
- 8. h2-h3 h7-h6
- 9. e4-c5!

Das richtige Gift! Nach dem erzwungenen Damenaustausch wird der schwarze Dameflügel vollkommen eingeschneuert.

- 9. Dg6-b3
- 10. a2-b3 Lf8-e7
- 11. b3-b4 0-0

Auch auf a7-b6 würde 12. b5! folgen.

- 12. b4-b5 c6-b5

Somit folgt das Manöver b2-b4, bxc6 nebst b4-b5.

- 13. Lf1-b5 a7-a6
- 14. Lb5-e2 Ta8-c8
- 15. b2-b4 Sf6-e4
- 16. Sc3-e4 Lf5-e4
- 17. 0-0 Tf8-e8

Schwarz kann nichts Positives unternehmen und muß den entscheidenden Schlag auf der Damenseite untätig abwarten.

- 18. Sf3-d2

Dieser Springer bekommt eine schöne Anstellung auf a5; Schwarz kann dies nicht hindern.

- 18. Sd7-f6
- 19. Sd2-b3 Td3-d7
- 20. b4-b5 Le4-c2
- 21. Sb3-a5 Le7-d5
- 22. b5-b6!

Viel stärker als 22. bxc6.

- 22. Le2-g6
- 23. e3-c5!

Gewinnt eine Qualität, ohne dabei seinen Stellungsvorteil einzubüßen.

- 23. Tc8-c6

Oder bxc6, 24. b7.

- 24. Sa5xc6 b7xc6
- 25. Ta1xa6 Kg8-h7
- 26. Tf1-e1

und Weiß gewann rasch. Ein einwandfreier positioneller Sieg des Meisters Fischer.